

Von der Preisfrage zum Nobelpreis

Mit fünf Millionen Euro stattet Deutschland die Humboldt-Professuren aus. Topforscher aus dem Ausland sollen damit gelockt werden. Beschreibt die Bundesregierung damit förderpolitisches Neuland? Nicht wirklich. Ein Essay über den Funktionswandel von Wissenschaftspreisen.

von Rudolf Stichweh

Es war im Jahr 1787, als Johann Georg Schlosser, Schwager des Dichters Johann Wolfgang von Goethe, schrieb: „Andere wagen mit abgeschmackten Preis-Fragen, alles was weise und gelehrt ist, an die Arbeiten ihrer abortirten Phantasien zu setzen“. Man sieht: Die wissenschaftliche Preisfrage ist schon in der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts ein wichtiges Element der Steuerung von Wissenschaft. Alle europäischen Akademien schrieben regelmäßig Preise für die Beantwortung von ihnen aufgeworfener Fragen aus.

Allein bei den sechs deutschsprachigen Akademien sind dies im Zeitraum von 1760 bis 1800 110 Preisfragen, wenn man nur die naturwissenschaftlichen zählt. Die Fragen waren vor allem an ein breites Publikum wissenschaftlicher Amateure adressiert. Dieses Publikum konnte sich auf diese Weise am Fortschritt der Wissenschaft beteiligen. Es bekam Themen vorgegeben und Fragen gestellt, da ihm selbst vielleicht keine untersuchungswürdigen eingefallen wären. Im Erfolgsfall wurde eine Publikation in Aussicht gestellt, die zwar nicht in den Abhandlungen der Akademien erfolgte, welche für die professionelle und europaweit vernetzte Elite der Akademiker reserviert waren. Es handelte sich eher um einen kleinen Separatdruck, der die mit dem Preis ausgezeichnete Arbeit und vielleicht auch einige der konkurrierenden Einreichungen enthielt. In den alten Akademiestatuten ist es heute noch nachzulesen: Erfolg in Preisfragen zählte nicht für die Mitgliedschaft in der Akademie. Darin zeigt sich eine hierarchische Sozialstruktur der damaligen Wissenschaft.

Bereits um 1800 ist der Niedergang der wissenschaftlichen Preisfrage erkennbar. Die Hierarchien in der Sozialstruktur der Wissenschaft werden flacher. Man akzeptiert nicht mehr die Fragen, die von anderen vorgegeben werden, eine Ablehnung, die das am Anfang dieses Textes stehende Zitat von Goethes Schwager gut illustriert. Themenfindung erfolgt innerhalb wissenschaftlicher Gemeinschaften, die sich auf bestimmte Ausschnitte der Welt spezialisieren. Und es entstehen seit 1780 für alle Autoren zugängliche

Fachzeitschriften, die als Veröffentlichungsort einer wissenschaftlichen Gemeinschaft attraktiver und die vor allem auch schneller sind. Bemerkungen von Autoren, man gebe diesen Text jetzt in der Zeitschrift zum Druck, obwohl man ihn zu einem Preisausschreiben eingereicht habe; aber man wolle nicht mehr warten, weil das Verfahren zu langsam sei, findet man in den Zeitschriften des frühen 19. Jahrhunderts, die zugleich aber auch noch entlegene Preisfragen pflichtschuldig abdrucken. Aus der Wiederholung dieser Preisfragen ersieht man, dass diese jetzt oft ohne eine einzige Einsendung bleiben.

Neue Methoden im 20. Jahrhundert

Die wissenschaftliche Preisfrage als ein Motivationsmittel, eine Form der Themensteuerung und als ein Mechanismus der Einbeziehung von „Amateuren“ wird im 19. und 20. Jahrhundert schrittweise durch neue Methoden ersetzt. Die Publikation in Journalen,

die für die Einreichung von Artikeln durch beliebige Personen offenstehen, habe ich bereits erwähnt. Auch die Zeitschriftenpublikation verknüpft die Motivation zur wissenschaftlichen Arbeit, das Wissen um das Urteil der Kollegen und die „Partizipation

am Charisma der Wissenschaft“ (Robert King Merton, *The Sociology of Science*, Chicago 1973), welche bereits der schiere Akt der Publikation bedeutet, zu einem einzigen Motivkomplex.

Die wichtigste unter den Erfindungen, die an die Stelle der Preisfrage treten, ist vermutlich der „grant“. Dies ist ein Stipendium für eine begrenzte Zeit. Der Weg zu den Grants führt über einen Förderantrag, der die Forschungsabsicht detailliert beschreibt. Auch die Vergabe von „grants“ ist kompetitiv, aber es gibt nicht mehr einen Gewinner, sondern potenziell viele Gewinner. Der „grant“ ist nicht Belohnung für einen Erfolg, den man erreicht hat, sondern Vorschuss für eine Arbeit, die erst noch getan werden muss und die als Forschungsarbeit – unter den Bedingungen der Unsicherheit, die für Wissenschaft gelten – immer auch erfolglos sein kann. Aber auch im Fall der Erfolglosigkeit muss man den

„Die wichtigste unter den Erfindungen, die an die Stelle der Preisfrage treten, ist vermutlich der 'grant'.“



Foto: privat

Prof. Dr. Rudolf Stichweh

Professor für Soziologie und Rektor der Universität Luzern

Geboren 1951, studierte Rudolf Stichweh Soziologie und Philosophie in Berlin und Bielefeld, wo er mit einer Arbeit zur Entstehung der Physik als wissenschaftlicher Disziplin promovierte. Seine Habilitation erlangte er 1990 mit Forschungsarbeiten zum Zusammenhang von Staatsbildung und Universitätsentwicklung im frühneuzeitlichen Europa. Stichweh ist Schüler von Niklas Luhmann und gehört zu den renommiertesten Vertretern der soziologischen Systemtheorie. Von 1994–2003 war er Professor in Bielefeld. Seit 2003 lehrt und forscht Stichweh an der Universität Luzern. Vom Oktober 2005 bis Juli 2006 war er Fellow am Wissenschaftskolleg Berlin. Seit Oktober 2006 ist er Rektor der Universität. Weitere Informationen: www.unilu.ch/deu/prof._dr._rudolf_stichweh_37990.aspx.

Bildunterschrift

„grant“ nicht zurückzahlen. Es geht eben um die Förderung normaler wissenschaftlicher Arbeit, die die Möglichkeit des Misserfolgs immer einschließt, und es geht nicht mehr um den einzigen Sieger in einem Wettbewerb vieler.

Der wissenschaftliche Preis aber kehrt in einer völlig neuen Gestalt in die Wissenschaft des 20. Jahrhunderts zurück. Man kann dies in Alfred Nobels seltsamem Testament von 1896 sehen. Es sollen Preise an diejenigen vergeben werden, die im gerade vergangenen Jahr in fünf unterscheidbaren Handlungsbereichen für die Menschheit den größten Vorteil erzeugt haben (Robert Marc Friedman, *The Politics of Excellence*, New York 2001, 13-4). Das klingt ein wenig noch wie eine jährlich wiederholte Preisauflage, und die schwedische Akademie zögerte mit gutem Grund, diesen ihr erteilten Auftrag anzunehmen, der unrealisierbar war.

Von diesem Zeitpunkt an schälte sich die moderne Form des wissenschaftlichen Preises heraus. Die Leistungen, die der Preis auszeichnet, sind unabhängig von ihm erbracht worden. Sie gehören zunächst in den Kontext anderer Belohnungssysteme (Publikation, Zitation, Berufung, Karriere). Aber nachdem diese Leistungen über Jahre und oft über Jahrzehnte immer wieder validiert worden und mit kleineren Preisen ausgezeichnet worden sind, werden sie von den die grossen Wissenschaftspreise verleihenden Institutionen ein letztes Mal aus der Menge der vielen wichtigen Leistungen herausgehoben und als preiswürdig designiert.

Es gibt kaum einen Nobelpreisträger, der zuvor nicht für dieselbe Leistung andere wichtige Preise erhalten hätte, wie es auch kaum einen Kinofilm gibt, der Oscars erhält, ohne zuvor bereits mehrfach mit anderen Preisen ausgezeichnet worden zu sein. Preise verweisen auf und sie führen zu anderen Preisen für dieselbe Sache und derart grenzen sie eine wissenschaftliche Elite aus, deren hauptsächliche Funktion darin bestehen könnte, dass sie für die gesellschaftliche Öffentlichkeit die Wissenschaft anschaulich und handhabbar macht. Preise, die ein Mittel waren, das eine un-

umstrittene wissenschaftliche Elite benutzte, um einzelne Beiträge aus der Umwelt der Akademien lobend hervorzuheben, sind jetzt ein Mechanismus der Elitenbildung in der Wissenschaft und erst danach verknüpft die auf der Basis von Preisen hervorgebrachte Elite sich mit Kommunikationen in der gesellschaftlichen Umwelt der Wissenschaft. Der Nobelpreisträger, wenn er einmal ausgezeichnet worden ist, ist vor allem eine öffentliche Verkörperung der Wissenschaft, eine Art „Stigmatisierter der Wissenschaft“, und es ist vermutlich nicht leicht, danach noch „normale“ Wissenschaft zu machen.

Kontrollanspruch über die Wissenschaft

Eine letzte Eigentümlichkeit im Übergang von Preisen zu „grants“ und erneut von „grants“ zu den Preisen der modernen Wissenschaft ist zu betonen. Die Akademie des 18. Jahrhunderts, die wissenschaftliche Fragestellungen als Preise ausschrieb, behauptete derart

auch ihre Autorität und ihren Kontrollanspruch über jede wissenschaftliche Aktivität. Im Vergleich dazu ist die Förderinstitution, die „grants“ vergibt, eine sich selbst zurücknehmende Dienstleistungsorganisation eines demokratischen Staates (vgl. Robin Hanson, *Patterns of Patronage. Why Grants Won Over Prizes in Science*, 1998, <http://hanson.gmu.edu/whygrant.pdf>).

Tausende von Projektbewilligungen sind für die Öffentlichkeit kein spektakuläres Geschehen, aber sie sind die operative Basis eines auf viele Intelligenzen verteilten wissenschaftlichen Prozessierens. Die Rückkehr von Preisen hat auch etwas mit privaten Stiftungen und Geldgebern zu tun, die nicht nur dem Preisträger, sondern auch sich selbst Aufmerksamkeit zu verschaffen versuchen.

Die preisverleihende Institution und der von ihr ausgewählte Preisträger steigern wechselseitig die Bedeutung des jeweils anderen. Die symbolische Bedeutung dieser Preise ist groß; ihnen kommt kein Einfluss auf die Themensteuerung der Wissenschaft mehr zu.

„Der Nobelpreisträger, wenn er einmal ausgezeichnet worden ist, ist ... eine Art 'Stigmatisierter der Wissenschaft'.“